

ZÜRCHER SCHIFFBAU-HALLE

Barbara Frey inszeniert Gombrowicz' «Yvonne»

Feuilleton, Seite 34

MACHBARKEITSWAHN

La Fura dels Baus im Verkehrshaus Luzern

Feuilleton, Seite 34

DIE ZERRISSENHEIT ITALIENS

Zum Tod des Filmregisseurs Francesco Rosi

Feuilleton, Seite 35

CAMPUS

«Caffè Bologna» in Basel – der Studentenverband ist gefordert

Seite 41



«Nicht ganz so gigantisch wie zur damaligen Zeit»: die Steintribüne des Zeppelinfelds auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände der Nationalsozialisten in Nürnberg.

PETR SVARC / IMAGEBROKER / KEYSTONE

Kontaminierte Erbschaften

Soll man marode NS-Bauwerke sanieren oder verfallen lassen?

Einst geplant für «tausend Jahre», bröckelt die Zeppelintribüne auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände der Nationalsozialisten in Nürnberg vor sich hin. Die Stadt will das Bauwerk als Mahnmahl erhalten, Kritiker meinen, nur als Ruinen machten die baulichen NS-Hinterlassenschaften einen aufklärerischen Sinn.

Bernd Noack

Mit dem Versprechen, «in Stein gemesselten monumentalen Wahnsinn» zu Gesicht zu bekommen, lockt ein Reiseveranstalter auf seinem Internetportal Touristen nach Nürnberg. Mit «Wahnsinn» wird gruselig das umschrieben, was noch übrig ist auf dem Zeppelinfeld, dem ehemaligen Aufmarschgelände der Nationalsozialisten: die 360 Meter lange und 20 Meter hohe Steintribüne, auf der sich die Führung des Regimes versammelte, um am Reichsparteitag den gedrillten Gehorsam des jubelnden Volkes befriedigt zur Kenntnis zu nehmen. Wo sich einst bis zu 150 000 Menschen versammelten, ist jetzt nurmehr eine kahle Ödnis. Das ist auch dem Tourismusunternehmen aufgefallen, also fügt es im Werbetext bedauernd, fast entschuldigend hinzu: «Da der Platz heute anderweitige Nutzungen erfährt, ist der Ausblick sicher nicht ganz so gigantisch wie zur damaligen Zeit.»

Stummer Zeuge der NS-Gigantomanie

Dieser PR-Text drückt das ganze Dilemma aus, in dem sich Nürnberg befindet. Einerseits muss die Stadt, an der Hitler einen Narren gefressen hatte, seit 1945 mit dem architektonischen Erbe nationalsozialistischer Bauwelt leben. Während im Torso der überdimensionierten, vom österreichischen Architekten Günther Domenig zwischen 1998 und 2002 umgebauten und mit einem Glaskeil durchbohrten Kongresshalle ein weithin be- und geach-

tetes «Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände» untergebracht ist, steht nebenan die Tribüne nur als stummer Zeuge der NS-Gigantomanie in der Landschaft. Und dieser Zeuge ist gebrechlich. Es bröckelt und kracht hinter der Muschelkalk-Verkleidung, das Bauwerk aus Ziegeln und Holz, gedacht für eine tausendjährige Ewigkeit, erweist sich bereits 80 Jahre nach seiner Errichtung als einsturzgefährdet. Nach neuesten Schätzungen würde eine Sanierung bis zu 70 Millionen Euro kosten. Einstweilen ist das Betreten eingeschränkt und nur auf eigene Gefahr gestattet.

Andererseits «lebt» Nürnberg aber mit und ein wenig auch von diesem Erbe. Jährlich kommen Tausende von Besuchern (oft sieht man hier US-Veteranen, die sich auf der Empore, auf der einst Hitler stand und brüllte, fotografieren lassen) und Schulklassen. Diese steinernen Relikte gehören längst zum Erinnerungspaket, das die Stadt für die Nachgeborenen des Dritten Reiches geschnürt hat. Wie kaum eine andere deutsche Kommune bemüht sich Nürnberg, aus dem Schatten der braunen Jahre (Parteitage, Rassengesetze) zu treten. Man hat sich von Dani Karavan eine «Strasse der Menschenrechte» bauen lassen, vergibt einen Menschenrechtspreis, veranstaltet ein «Friedensmahl» und gewährt einen Blick in den Schwurgerichtssaal, in dem die Nürnberger Prozesse stattfanden. Kolosseum und Zeppelintribüne aber will man bewahren als eine Art mahndendes Denkmal, weil es sich «um das letzte wirklich erhaltene Ensemble aus der NS-Zeit» in Deutschland handele, wie Bayerns Heimatminister Markus Söder von der CSU sagt. Oberbürgermeister Ulrich Maly von der SPD pflichtet ihm da bei.

Gegen den Erhalt der Bauten als Publikumsmagnet, als touristische Attraktion mit zweifelhaftem Aufklärungspotenzial aber wenden sich nun vermehrt Historiker und Architekten. Eben hat Norbert Frei, Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Jena, in einem Artikel in der Wochenzeitung «Die Zeit» für «einstürzende NS-Bauten» plädiert und die Aufmerksam-

keit ganz konkret auf die Zeppelintribüne gelenkt. Die Auseinandersetzung um sie nimmt er zum Anlass für grundsätzliche Überlegungen zum Umgang der Deutschen mit den noch sichtbaren Spuren ihrer jüngeren Vergangenheit.

Siebzig Jahre nach dem Ende des Dritten Reiches, schreibt Frei, wäre es Zeit, «einmal innezuhalten und sich zu fragen, wo man eigentlich hinwill mit dieser infrastrukturell immer weiter perfektionierten, gedanklich jedoch zusehends leerlaufenden Erinnerungspolitik, die keine Gegner mehr kennt, niemanden mehr berührt – und in Gefahr ist, bestenfalls noch gehobene Unterhaltung, medial gesprochen: Infotainment zu produzieren». Nicht nur mit Blick auf Nürnberg gibt Frei zu Bedenken, «ob es nicht auch ein Zuviel des Guten gibt». Und zum Gutgemeinten zählt er auch die unbedingte Bewahrung des Schlechtmachten.

Das ist ein wunder Punkt, denn längst ist Erinnerungskultur in Deutschland ganz allgemein so etwas wie moralische Chefsache, und über kaum jemanden ist die Empörung grösser als über denjenigen, der Unbehagen über die gängigen Formen des Erinnerns an den Nationalsozialismus und den Holocaust, an dem, was unanfechtbar «Trauerarbeit» genannt wird, äussert.

Also zeigt man sich auch in Nürnberg aufgeschreckt ob der Kritik und empört wegen der Vorwürfe, Gelände wie das Zeppelinfeld dienen mehr dem «Infotainment» und «florierendem Erinnerungstourismus» als wirklicher Aufklärung; es seien einfache Orte des verbalen Terrors und der Täter, an und mit ihnen liesse sich – anders als in Gedenkstätten in ehemaligen Konzentrationslagern – gar nichts lernen über die Folgen einer mörderischen Politik. In Nürnberg will man all das nicht hören und auch gar nichts wissen von anderen Möglichkeiten, wie mit den maroden Bauten und ihrer eher zweifelhaften Architektur umgegangen werden könnte.

Frei und mit ihm der Schweizer Architekt Willi Egli, Vorsitzender des Nürnberger Baukunstbeirats, etwa schlagen vor, das Gelände verkommen

zu lassen. Sie plädieren für einen «kontrollierten Verfall», der sich, möglicherweise abgesichert durch Glasscheiben, als ein Prozess des Niedergangs beobachten lässt. Auf das Zeppelinfeld gehöre, so Egli, «alles andere als eine architektonische Kultivierung!» Vielmehr sollte man die gesamte Fläche «als ein verseuchtes Stück Erde der Natur überlassen». Die Bauten würden dann zu Ruinen zerfallen und «erlösen damit sinnfällig die Machtansprüche, die an sie gestellt wurden». Wie sehr die Meinungen in diesem Fall in Nürnberg auseinandergehen, wird klar, wenn man im selben Atemzug den städtischen Baureferenten Daniel Ulrich zitiert, der allen Ernstes die NS-Gebäude mit einer Kathedrale gleichsetzt, die schliesslich auch ständig Bauunterhalt beanspruche.

Absolute Nutzlosigkeit

Der Architekt dieser Anlage, Albert Speer, erklärte 1969, wie sich er und das Regime in den 1930er Jahren die Zukunft dieser Bauten vorgestellt hatten, mit einer eigens erdachten «Ruinenwerttheorie»: «Die Verwendung besonderer Materialien sowie die Berücksichtigung besonderer statischer Überlegungen sollte Bauten ermöglichen, die im Verfallszustand, nach Hunderten oder (so rechneten wir) Tausenden von Jahren etwa den römischen Vorbildern gleichen würden.» Dieser Prozess hin zur absoluten Nutzlosigkeit kam nun doch ein wenig schneller und ganz anders als von Speer erwartet. Aber könnte das nun nicht in der Tat als Chance begriffen und akzeptiert werden: zuzusehen, wie diese Stein gewordene Hybris zerbröckelt und in der Erde versinkt, wie der gemauerte Machtanspruch zur wertlosen Ruine verkommt?

Vielleicht erleichtert es die Entscheidung, wenn einmal bedacht wird, wozu die auf dem Zeppelinfeld errichteten Gebäude einst hauptsächlich dienten – als gigantische Bedürfnis-Anlage. In der Tribüne und in den Türmen rings um das Aufmarschfeld waren nämlich die Toiletten für die Parteispitze und die Besuchermassen untergebracht . . .